

Friedrich v. Schiller.



u den reich begabten, aber eben so seltenen Dichtern, die vermöge der Mannichfaltigkeit und der Vielseitigkeit ihres Talentes nach so vielen und so verschiedenen Richtungen hin gleich Herrliches und Vortreffliches leisten, die einen jeden Gegenstand, dem sie sich nahen und den der warme, belebende Hauch ihrer Poesie anweht, aus dem starren, nächtigen Tode zum Leben wach rufen, zum frischen, freudigen, sonnigen Leben, wie es die wunderschöne Sage der Alten von der Leber und dem Gesange des Orpheus und Ariens erzählt, zu jenen Dichtern, deren Name forklängen wird noch nach Jahrtausenden in der gewaltigen Sauberkraft ihres Liedes, zu jenen Männern, auf welche das Land stolz ist, welches sie hervorgebracht, gehört vor Allen, Er, Friedrich von Schiller.

Der Raum, welchen uns diese Blätter bieten, ist zu gering, auch nur den Versuch zu machen, dem gewaltigen Geist des gottbegabten Sängers überall dahin zu folgen, wohin ihn der mächtige Genius geführt; Talente, die sich bei Anderen einzeln finden, oder doch in ihrer Verbindung sich gegenseitig in ihrer Wirkung beeinträchtigen, finden wir bei ihm in schönem, harmonischen Einklange, und so ist es nicht der Dichter allein, den wir in ihm bewundern, nein, wir müssen ihm auch als Philosophen, als Kritiker, als Geschichtschreiber, in allen Beziehungen die vollkommenste Anerkennung zu Theil werden lassen, und wenn es diese Richtungen besonders wären, jede einzeln eine für sich besondere Besprechung erfordert, bleibt uns hier nichts weiter übrig, als den Dichter in seinem Gesamtwirken, so gut als es unserer Feder gelingen mag, dem Auge des Lesers vorzuführen.

Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, daß Schiller am 10. November 1759 zu Marbach im Württembergischen geboren ist; sein Vater, Offizier in der herzoglichen Armee, bestimmte den Knaben ebenfalls für den Militärstand, und so wurde dieser bereits in seinem vierzehnten Jahre auf die Militär-Akademie in Stuttgart geschickt, die damals unter den Bildungsanstalten in Deutschland einen sehr bedeutenden Platz einnahm, wo er bis zum Jahre 1780 verweilte und nach seinem Austritt als Regimentsarzt in Stuttgart angestellt wurde. — Die strenge Disciplin, welche in der Akademie herrschte und der Eifer womit die Lehrer für das praktische Wissen ihrer Zöglinge zu sorgen bemüht waren, hatten indessen den Funken der Poesie, der tief und mächtig in der Seele des jungen Mannes erglühte, nicht zu erlöschen vermocht, und nachdem er schon früher sich in dramatischen Arbeiten versucht, die er indessen mit selbstständiger Kritik verwarf und vernichtete, schuf der achtehnjährige Jüngling jenes gigantische Werk ungezügelter Kraft, die Räuber, mit denen er, nachdem er die Akademie verlassen, zuerst öffentlich auftrat. — Aber lassen wir ihn über diese Arbeit und zugleich über die Tage, welche er bis dahin verlebt hatte, selbst sprechen: „Früh verlor ich mein Vaterland,“ sagt er; „um dasselbe gegen die große Welt einzutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht

Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie erkühen sollte, suchte sie an. Verhältnissen zu entziehen, die mir eine Fetter waren, schweifte mein Herz in eine ideale Welt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher sie eiserne Kläbe schieden — unbekannt mit den Menschen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguss Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich los sagte, — unbekannt mit der Weigung freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife; Eine, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Chöre dieses Instituts öffneten sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel versehen, mußte er ein Angeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, denn ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Geiselschlag der Subordination und des Genies in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber. — Dies Stück ist erschienen. Die ganze stülpische Welt hat der Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgeschrieben. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe wir nur einer begegnete. —

Wenn wir Schiller stüchlig mit Göthe vergleichen, so besteht der Unterschied zwischen beiden vor allem Anderem darin, daß Göthe die Natur und das ihn umgebende Leben mit poetischem Gemüthe aufnahm und so aus der äußeren Erscheinung des ihn Umgebenden seine Dichtungen schuf, Schiller dagegen ging von der Idee aus und suchte diese Idee in seinen Dichtungen zu verkörpern und zu veranschaulichen. So ruft er selbst in einem seiner Epigramme Jenem zu:

Wahrheit suchen wir Beide, du Außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß, o
Ist das Auge gesund, so begegnet es Außen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Von diesem Standpunkte aus, den uns der Dichter selbst bezeichnet, muß man ihn auch beurtheilen, um ihn ganz und gar würdigen zu können. Freilich ist es gefährlich einem solchem Princip zu folgen, das uns leicht mit der wirklichen Welt in Widersprüche verwickeln kann, und dies ist ihm auch von seinen Gegnern jederzeit zum Vorwurf gemacht worden. Aber die Idee, die sein innerstes Gemüth ausfüllte und somit seinen Dichtungen jederzeit zur Basis diente, war der unüberwältigliche Gedanke der Freiheit und der Haß gegen das Unwürdige und Gemeine. — So ist auch sein ganzes Dichten und Streben nur als ein Kampf des Sinnlichguten gegen das Böse zu betrachten, und wenn jemals ein Dichter seiner ehrensessen, durch nichts zu erschütternden Gesinnungen wegen die vollkommenste Hochachtung verdient, so ist Schiller derselben vor allen Andern würdig. Und in diesem steten Kampfe, diesem ewigen Ringen nach dem Ideal, welches in seinem innersten Dichterbusen wohnte, opferte er freudig den Zweck seines ganzen Daseins, ja dieses Dasein selbst.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens

sagt sein großer Freund von ihm, gezwungen bei dem Nebenbuhler das anerkennen, was ihm selbst fehlt.

Wenn wir indessen dem Lebenslaufe des Dichters weiter folgen, so sehen wir ihn bald genug, nachdem er seine Stelle als Regimentsarzt angetreten, Stuttgart verlassen; das Nationalgefühl eines Graubündlens, welches sich durch eine Stelle in den Räubern gekränkt fühlte, gab die Veranlassung dazu, denn auf die Beschwärde dieses guten Mannes verbot der Herzog dem Dichter fernerhin etwas drucken zu lassen, und so nahm Schiller seinen Abschied und ging nach Mannheim, wo er im Jahre 1782 Theaterdichter wurde, während ihm zu gleicher Zeit die dortige kurfürstlich deutsche Gesellschaft zu ihrem Mitgliede aufnahm. — Hier unternahm Schiller

seine Thalia und bald nachher erschienen die beiden Trauerspiele: Fiesko und Kabale und Liebe.

Später verließ er Mannheim und ging nach Mainz, wo er seinen Don Karlos begab, und nachdem er dort die Bekanntschaft des Großherzogs von Weimar gemacht, begab er sich nach Dresden, wo er die dortige Bibliothek ganz besonders dazu benutzte, die nöthigen Notizen über Philipp den Zweiten zur Vollendung seines Don Karlos aufzusuchen. Angezogen von dem tiefem Studium, schrieb er damals seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Sein zweites historisches Werk, die Geschichte des dreißigjährigen Krieges erschien in dem Taschenkalender für Damen 1790 bis 1793. Diese beiden Werke, welche einem ganz verschiedenen Genre angehören, als den, in welchem der Dichter sich bisher bewegt hatte, fordern nichts desto weniger die allgemeinste Anerkennung, und Johannes von Müller selbst konnte seine Bewunderung nicht versagen, denn in einer Beurtheilung derselben vergleicht er ihr klassisches Verdienst mit dem, welches sich Thucydides durch seine Beschreibung des peloponnesischen Krieges erworben.

Seinen Don Karlos vollendete Schiller in Cohlitz, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Freund, der Buchhändler Götsche ihn auf seinem Landsthe gastlich aufnahm. Der Don Karlos scheint ihn selbst wenig befriedigt zu haben, und an mehreren Orten spricht er sich selbst darüber aus; auch wollte er es nicht auf die Bühne gebracht sehen, und nannte es vielmehr ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause.

Inzwischen hatte er bereits im Jahre 1784 vom Herzoge von Weimar den Rathstitel erhalten und nahm, nachdem er 1787 seinen Aufenthalt in Leipzig mit dem in Weimar vertauscht, eine außerordentliche Professur in Jena an. Hier begann er seine Memoiren, während er sich zu gleicher Zeit dem Studium der Philosophie mit allem Eifer hingab. Von allen Seiten kamen zu jener Zeit Beweise der Anerkennung seines Verdienstes; der Landgraf von Hessen-Darmstadt ertheilte ihm im Jahre 1788 den Rathstitel, zwei Jahre darauf wurde er vom Herzog von Meiningen zum Hofrath ernannt; die französische Republik ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn im Jahre 1803 in den Reichszadelstand. Damals schrieb er seinen Wallenstein, aber bald nachdem er dies bedeutsame Werk vollendet, versiel er in eine gefährliche Krankheit, und nachdem er von derselben genesen, begab er sich, seinen früheren Beruf und Geschäften entsagend, nach Weimar. Dort in der Gesellschaft der geistreichsten Männer damaliger Zeit schuf er seine Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Braut von Messina und Wilhelm Tell. Im Jahre 1804 reiste er nach Berlin, um dort der Aufführung seines Tell beizuwohnen; die ehrenvollsten Auszeichnungen wurden ihm dort zu Theil, aber kränkelnd kehrte er nach Weimar zurück wo er seine Gesundheit wieder herzustellen hoffte. Und wirklich schienen sich seine Hoffnungen zu verwirklichen, man glaubte ihn auf dem Wege zur Genesung, als ihn am 9ten May 1805 der Tod eben so unvermuthet als plötzlich überraschte.

Nie ward der Tod eines Dichters tiefer und allgemeiner betrauert, als der Schiller's, aber dennoch war es ein schönes Loos gerade in dem Augenblick zu sterben, als er sich auf dem Gipfel der höchsten Vollkommenheit befand, welchen er in seinen letzten Arbeiten erreicht hatte.

Wir haben indessen noch nichts über seine prosaische Arbeiten, seine Uebersetzungen verschiedener Schauspiele und vor allen über seine Gedichte gesagt — aber was wäre uns über diese zu sagen übrig? Ein Jeder kennt sie und sie sind im Munde des Volkes und werden es bleiben so lange deutsches Wort und deutsche Sprache nicht verloren gegangen sind. Ueberall erkennen wir den Meister; in seinen Liedern, unter denen sein Lied an die Freude obenansteht, in seinen Oden, wie die Macht des Gesanges und andere, in der Hymne, der Dithyrambe, in der Elegie, der Parabel, dem Epos, der Romanze, in dem Epigramm und der didactischen Poesie, überall hat er gleich Vortreffliches geleistet, und wenn wir dem Leser noch ein Gesammturtheil über des Dichters Wirken und Schaffen geben wollen, so sehen wir die Worte Friedrich von Schlegels hierher, der sich in seiner Literaturgeschichte folgendermaßen über ihn ausspricht: „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unserer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unseres Dramas zu betrachten, der die eigentliche Sphäre desselben und die ihm angemessene Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und philosophischen Werke sind nur als Studien und Vor-

übungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie das am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte und wie wenig er in sich zur vollkommenen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinen unbefriedigten Geist Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer inneren Kälte entgegen. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sei ihm schädlich gewesen auch für die Kunst, allein im Zweifel befangen war er schon früher und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das erste gelten, und ist wichtiger, als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese historischen und philosophischen Zurichtungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben, als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch betrieb und so gründlich er sie auch meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren.²⁾

Was die äußere Erscheinung Schillers anbetraf, so vereinten sich in ihm auch hier jene Eigenschaften, die wir in seinen Werken bewundern. Seine lange, hagere Figur, sein bleiches, kränkliches Aussehen waren zwar nicht geeignet im ersten Augenblick einen besonders günstigen Eindruck für ihn hervorzurufen, aber aus seinem großen blauen Auge blitzte das Feuer seines gewaltigen Geistes, und seine hohe, freie Stirn verkündete männliche Energie und Entschlossenheit, das treue Abbild seiner markigen Worte:

Festen Muth in schweren Leiden
 Süße, wo die Unschuld weint
 Ewigkeit geschwornen Eiden,
 Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen —
 Brüder! gett es Gut und Blut —
 Dem Verdienste seine Kronen
 Untergang der Lügenbrut!





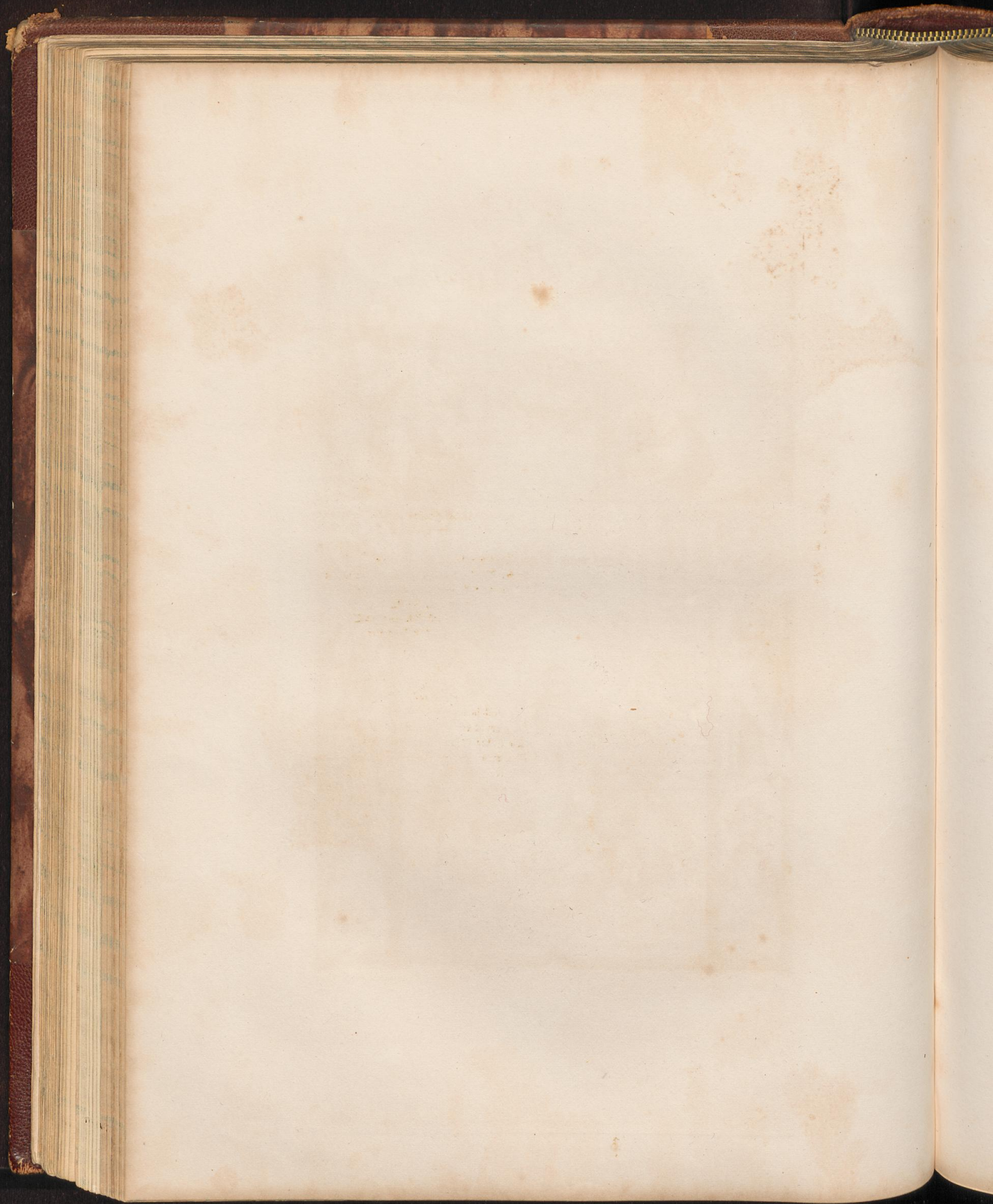
F. v. Schiller.

Der
Graf von Habsburg.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Der Graf von Habsburg.



u Nachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale,
Sas König Rudolphy's heilige Macht
Bei'm feßlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins.
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Oher um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balken
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem, vererblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Deute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldenen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzt das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Säng' im langem Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gehleicht von der Fülle der Jahre.
Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold;
Der Säng' singt von der Minne Gold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?

„Nicht gebieten werd' ich dem Säng'“, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind sauft,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und brauft,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Säng' rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Heli,
Den flüchtigen Gensbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschloß.
Und als er auf seinem stattlichen Ros
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn;
Vorankam der Mesner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblöset,
Zu verehren mit gläubigem Christenfinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt.
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit legt jener das Sacrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst Du? redest der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lebenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.


„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und gibt ihm die prächtigen Zäume,
Daß er lake den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und ihn selber auf seines Knappen Thier
Begnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der Andre die Reise vollführt,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott! rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Zagen
Das Roß ich bestritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst Du's nicht haben zu eigenem Gewinnst,
So bleibst es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Dem ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhört,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt Ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blüh'n sechs liebliche Ländter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“

Und mit sinnemdem Haupt sah der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedenken.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Der Taucher.

 er magt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen gold'nen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sei sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die scharf und steil
Hinaus hängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt, wie zuvor,
Und ein Geknecht, sanft und fest,
Tritt aus der Knappen jagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinuntersüßlang,
Die Gharbde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernem Donners Getöse
Ersürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischet,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reizend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Setzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott besiecht,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört, —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
Und geheimnißvoll über den kühnen Schwimmer
Schließt sich der Nacken, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“

Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harret noch mit bangen, mit schrecklichem Weilen.

Und würffst Du die Krone selber hinein
Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
Der soll sie tragen und König sein!“
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß sah in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab, —
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischet,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernem Donners Getöse,
Entsürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finstern, stuthenden Schooß,
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wied' bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß;
Und er ist's und hoch in seiner Linken
Säwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang' und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht;
Mit Fretlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es befehlt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum
Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rothgen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

„Es riß mich hinunter bligeschnell;
Da stürzt mir aus festigem Schwacht,
Widfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widersehen.“

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten, schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das ergaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.“

Denn unter mir lag's noch Berge tief
In purpurner Finsterniß da.
Und ob's hier dem Dhye gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenraden.“

„Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch
Zu scheußlichem Klumpen geballt,
Der staublichte Rothe, der Klippenfisch,
Des Hammers gränliche Umgestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.“

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Rede.“

„Und schauernd dacht' ich's: — da froch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umflammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil: er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „Der Becher ist Dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich Dir,
Geschnückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst Du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was Du fahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weidem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie sieht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen bestämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen!“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt
Und es bligt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht errotzen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.“

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.“

Die Kraniche des Ibykus.



zum Kampf der Wagen und Gesänge,
 Der auf Korinthus Landesenge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 zog Ibykus der Götterfreund.
 Ihn schenkte des Gesanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apoll;
 So wandert er an leichtem Stabe
 Aus Aegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrüden
 Akrokorinth des Wandrers Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Triff er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulichem Geschwader zieh'n.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch;
 Mein Loos, es ist dem euren gleich.
 Von fernher kommen wir gezogen,
 Und sehen um ein wirklich Dach;
 Sei uns der Gastliche gewogen
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;
 Da sperren auf gedrängtem Steg
 Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
 Zum Kampfe muß er sich bereiten,
 Doch bald ermattet sinkt die Hand;
 Sie hat der Leier zarte Saiten,
 Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
 Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
 Wie weit er auch die Stimme schickt,
 Nichts Lebendes wird hier erblickt.

„So muß ich hier verlassen sterben,
 Auf fremden Boden, unbeweint,
 Durch böser Vuben Hand verderben,
 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und säuer getroffen sinkt er nieder;
 Da raucht der Kraniche Gefieder.
 Er hört, — schon kann er nicht mehr seh'n, —
 Die nahen Stimmen fürchtbar kräh'n.

„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entsetzt von Wunden,
 Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Hüge, die ihm theuer sind.

„Und muß ich so Dich wieder finden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 Des Sängers Schläfe zu umwinden,
 Bestraht von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste
 Versammelt bei Poseidon's Feste;
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
 Verloren hat ihn jedes Herz,
 Und stürmend drängt sich zum Pnytanen
 Das Volk, es fordert seine Wuth,
 Zu rächen des Erstschlag'nen Mänen,
 Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 Der Völker stutendem Gedränge,
 Gelocket von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 That's neidisch ein verborg'ner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische beiseht.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 Jetzt eben durch der Griechen Mitte;
 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht.
 Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
 Trost er vielleicht den Göttern, mengt
 Sich breist in jene Menschenwelle,
 Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank' an Bank' gedrängt sitzen, —
 Es brechen fast der Bühne Stützen, —
 Herbeigeströmt von fern und nah,
 Der Griechen Völker wartend da,
 Dumpf brausend wie des Meeres Wogen;
 Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
 In weiter stets geschweiften Wogen
 Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Afiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schangerüste
Des Chores grause Melodie.

Der streng und ernst nach alter Sitte
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus,
Es steigt das Niesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlief die Leiden,
Sie schwingen in entsehten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollenen Bäuche bläh'n.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlängt.
Besinnungraubend, heyzbethörend,
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leiter Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verfohlen
Des Mordes schwere That vollbracht;
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das fürchtbare Geschlecht der Nacht!

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Gesflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß,
So jagen wir ihn eh'n' Ermatten, —
Versehn'n kann uns keine Neu! —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär;
Und feierlich nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldigt der fürchtbar'n Macht
Die rächend im Verborg'nen wachet,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Räudel flücht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

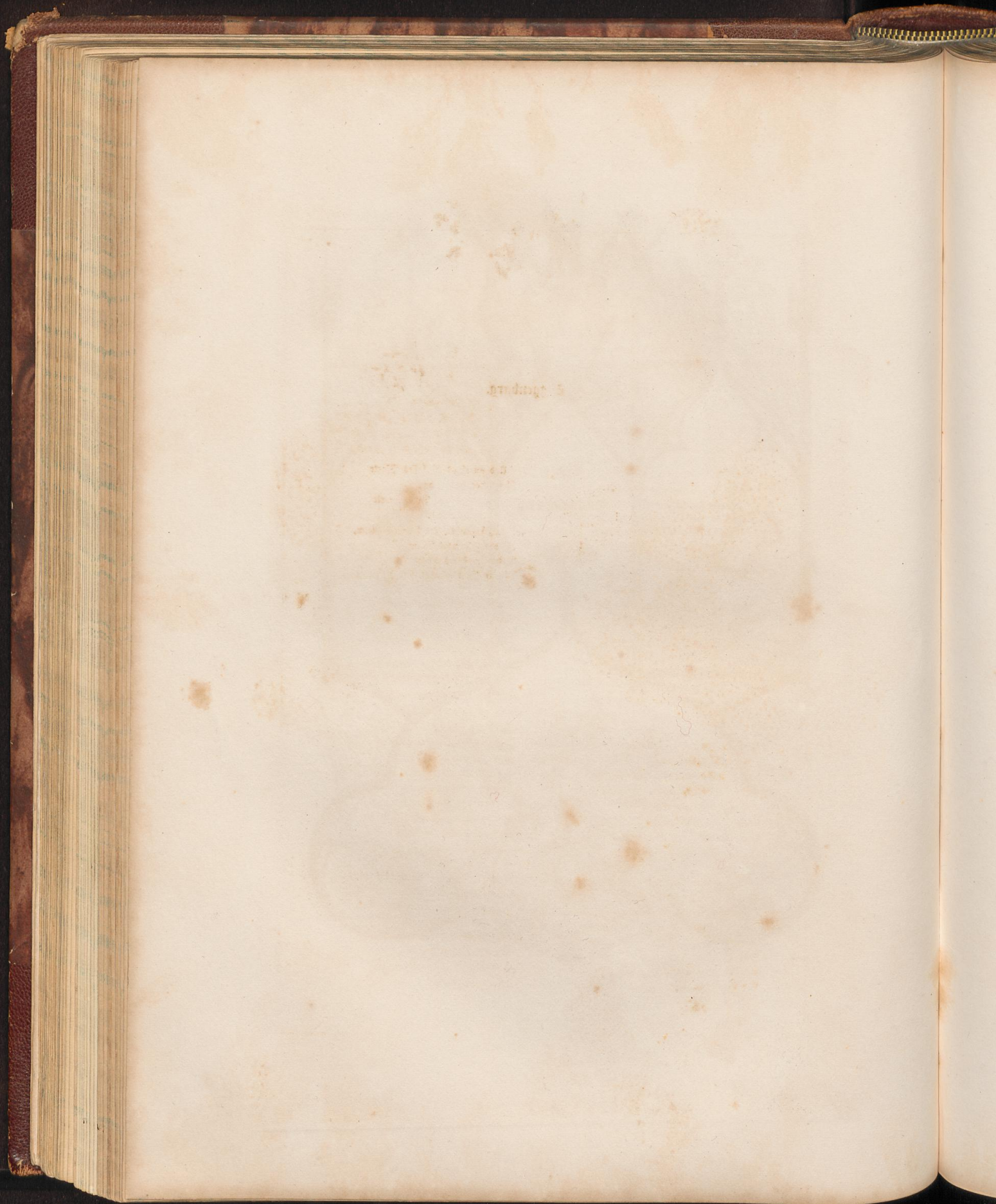
Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus?“ — Der theure Name
Nähert jede Brust mit neuem Gram,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage
Und ahnend steigt's mit Blitzeschläge
Durch alle Herzen: „Gebt Acht!
Das ist der Gumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Nächt' er's im Busen gern bewahren.
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewussten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gekleh'n die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Stahl.





Ritter Toggenburg.



Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz!
Nuhig mag ich euch erscheinen,
Nuhig gehen seh'n,
Eurer Augen süßes Weinen
Kann ich nicht versteh'n."

Und er hört's mit stummem Harne,
Reißt sich blutig los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm.
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselman;
Doch das Herz von seinem Gram
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut.
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut.“

Da verläßt er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härneses Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düsterer Leiden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Nuhig, engel mild.

Und dann legt er froh sich nieder,
Schlaf getröstet ein;
Still sich freud, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage
Bis das Fenster klang.

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte
Nuhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Der Spaziergang.



Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, Euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Nesten sich wiegt,
Nuhige Bläue dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu Dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Lauben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreiteten Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Vieh', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Wiese,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braußt's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in dufteude Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entslicht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor,
Nur verstoßen durchbringt der Zweige laubiges Gitter
Sparfames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück,
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,

Ballet des grünlichen Stroms fließender Spiegel vorbei;
 Endlos unter mir sah ich den Acker, über mir endlos
 Blicke mit Schwindel hinauf, Blicke mit Schauern hinab.
 Aber zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
 Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
 Und den frohlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
 Seine Linsen, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenhaltenden Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
 Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felber,
 Setzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
 Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flüsse dahin.
 Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
 Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
 Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüsch verschwinden
 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
 Seine Felber umruhn friedlich sein ländliches Dach,
 Kraulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht,
 Theilst du mit deiner Flur frohlich das enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?

Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
 Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
 Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
 Regel wird Alles und Alles wird Wahl und Alles Bedeutung,
 Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an:
 Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln
 Aus dem festigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
 In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verfloßen,
 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
 Neger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh! da entbrennen in feurigem Kampf die eisernen Kräfte,
 Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bund.
 Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend

Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
 Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Geseze,
 Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,
 Herrliche Gaben bescherend, erscheinen sie; Ceres vor Allen
 Bringet des Fluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Delbaums grüne Reiser,
 Auch das kriegerische Noß führet Poseidon heran,
 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit,
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
 Helden stützten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
 Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Betend stützten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch.
 Ehre ward Euch und Sieg, doch der Ruhm nurehrte zurückte,
 Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
 „Wanderer, kommst Du nach Sparta, verkündige dorten, Du habest
 Uns hier liegen gesehen, wie das Gesez es befahl.“
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von Euerm Blute begossen
 Grünert der Delbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe,
 Aus dem Schilf des Stroms winket der bläuliche Gott.
 Fischend fliegt in den Baum die Art, es erseufzt die Dryade,
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last
 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel befügelt,
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Muleibers Ambos tönt von dem Laft geschwungener Hämmer,
 Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls,
 Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
 Fern auf der Rhebe ruft der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
 Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
 Seltfamer Sprachen Gewir brauſt in das wundernde Ohr.
 Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
 Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
 Was Arabien kocht, was die äußerste Zone bereitet,
 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
 Von der Freiheit gefängt, wachsen die Künste der Lust.
 Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel besetzt, redet der fühlende Stein,
 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken, jonischen Säulen,
 Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
 Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
 Hüpfet der Brücke Joah über den brausenden Strom.
 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zickel
 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hasen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
 Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 Körper und Steinen leih die Schrift dem stummen Gedanken,
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
 Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
 Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Jügel der Schaam!
 Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
 Von der heiligen Natur ringet sie lüstern sich los.
 Ach, da reißn im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
 In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
 Hoch auf der Kluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
 Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharliche Sterne
 Bleibend ist Nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott,
 Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
 Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
 Auf die Unschuld schießt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
 Mit vergiftetem Biß tödtet des Lästlers Zahn.
 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
 Wirst des freien Gefühls göttlichen Abel hinweg.
 Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
 Angemacht, der Natur köstlichste Stimmen entweicht,
 Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
 Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
 Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
 Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
 Mag das trügende Bild lebender Fülle besetzen,
 Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen

An das hohle Gebäude rühret die Noth und die Zeit,
 Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen,
 Und des numidischen Walses plötzlich und schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Glends die Menschheit,
 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
 So öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen lebzig,
 Zu der verlassenen Natur kehrt er gerettet zurück!
 Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
 Hemmen mit gährender Kluff hinter mir, vor mir den Schritt.
 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
 Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
 Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
 Keimt, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
 Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
 Unter den Wurzeln des Baumes bricht er entzündet sich Bahn.
 Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
 Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
 Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
 Bin ich wirklich allein? In Deinen Armen, an Deinem
 Herzen wieder, Vater! Ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich schauernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
 Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
 Meiner nehm' ich mein Leben von Deinem reinen Altare,
 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
 Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Christ Du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
 Immer dieselbe bewahrest du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
 Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnder Alter;
 Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernem Geschlechter,
 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.